



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Anders, Fritz (Max Allihn): Herrenmenschen : Roman : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wird. Ich war selbst mit meinem Freunde auf der Petersburger Polizei gewesen, die sich beim Anblick der Preobraschenskojeuniform in Liebenswürdigkeiten erschöpfte und darüber ganz vergessen hatte, mir das nötige Leumundszugnis auszustellen. Während ich nämlich vergnügt auf dem Bahnhof umherschleuderte, kam ein fremder Gendarmieriekapitän auf mich zu mit den Worten: Mein Herr, Sie dürfen nicht weiter fahren, ich muß erst nach Petersburg telegraphieren, denn Ihr Paß ist nicht in Ordnung. Ein Soldat hatte schon meine Sachen aus dem Wagen genommen, und mir wurde freigestellt, mich beliebig zu amüsieren, doch dürfe ich den Bahnhof nicht verlassen. Ein sonderbares Gefühl beschlich mich, als ich zum erstenmal im Leben meiner Freiheit beraubt war, und in nicht gerade angenehmer Stimmung eilte ich in das Telegraphenbureau, um meinem Freunde zu telegraphieren; inzwischen hatten aber auch Schaffner und Passagiere auf den Gendarmen eingespochen und ihm mitgeteilt, daß sich in Petersburg zahlreiche Offiziere von mir verabschiedet hätten. Das machte ihn stutzig, und als ich noch an der Depesche schrieb, kam er angestürzt: Mein Herr, der Zug geht in einer Minute, kommen Sie, Ihr Gepäck liegt schon wieder im Wagen, das ist ja alles Unsinn mit den dummen Paßformalitäten; bitte nehmen Sie es mir nicht übel, ich fahre dafür selbst mit nach Cydtkuhnen und werde dort die Verzollung Ihres vielen Gepäcks besorgen, damit Sie nichts damit zu tun haben. Na, ich atmete auf und empfand abermals die Wohlthat, einflußreiche Freunde zu haben. In Cydtkuhnen stand wieder einsam der alte Gendarm, den ich vor Freude am liebsten umarmt hätte. Als er um meinen Paß bat, sagte ich: Ach, lassen Sie doch das dumme Ding, ich bin ja ein Deutscher und fühle mich so glücklich, daß ich wieder im lieben Vaterlande bin. Lachend ließ er mich ziehn.



Herrenmenschen

Roman von Fritz Anders (Max Mülln)

(Fortsetzung)



er Doktor hatte mit Kondrot seit der Beichte nicht wieder gesprochen. Es lag ihm nichts daran, in dieser unbehaglichen Geschichte eine Rolle zu spielen, die ihm nicht lag. Er hatte Kondrot wiederholt gesehen, wie er sich in der Umgebung des Schließchens zu tun machte, und wohl bemerkt, daß er gern angerebet werden wollte, er, der Doktor, war aber nicht darauf eingegangen. Als er nun am Abend Kondrot am Schließchen vorbeigehn und seine Augen begehrtlich auf das Hofstor richten sah, rief er ihn herein, nahm ihn mit auf seine Stube und sagte: Kondrot, sehen Sie diese beiden Handschuhe. Sie gehören Frau Van Teren. — Kondrot ließ den Kopf sinken. — Sie hat sie an dem Tage, als sie verschwand, verloren, den einen beim Bruchteiche, den andern zwei Stunden weiter in der Heide. Was schließen Sie daraus? — Kondrot atmete auf, aber es schien so, als wagte er nicht den Schluß zu ziehn. — Kondrot, sagte der Doktor, sie liegt nicht im Teiche, sie ist geflohen und hält sich irgendwo verborgen.

Rondrot faltete die Hände und bewegte die Lippen wie einer, der auf dem Schafott seine Begnadigung erhalten hat.

Herr Doktor, sagte Rondrot, ich will dem lieben Gott alle Morgen und alle Abend auf den Knien danken.

Und weiter nichts? Wie wäre es denn, wenn Sie das Schnapstrinken ließen?

Herr Doktor, sagte Rondrot mit feierlichem Nachdruck, seit ich mit Ihnen gesprochen habe, habe ich keinen Tropfen Branntwein mehr getrunken. Und ich lege hier einen Eid vor Gott ab, daß ich keinen Tropfen mehr trinken werde, und daß ich mein Lebtag gegen den Branntweinteufel kämpfen werde, gegen diesen Fluch, an dem mein Volk zugrunde geht. Und Sie, Herr Doktor, das gebe Gott, sie müssen helfen. Mich verlacht man, aber Ihnen wird man glauben, denn niemand hat Sie betrunken gesehen. — Und, Herr Doktor, ist es genug, daß ich Ihnen gebeichtet habe, oder muß ich öffentlich Buße tun?

Aber lieber Rondrot, sagte der Doktor, ich bin doch nicht Ihr Beichtvater.

Der aber ließ sich nicht stören und fuhr fort: Soll ich in unsrer Versammlung beichten, und soll ich mein Amt als Apsaktyojis niederlegen?

Das ist doch Ihre Sache, sagte der Doktor, das machen Sie doch mit Ihrem Gewissen aus.

Herr Doktor, erwiderte Rondrot, Sie wissen es nicht so wie ich, wenn einer in Gewissensnot ist, dann braucht er einen Berater, dann hilft es nichts, sich selber zu beraten. Ein Arzt, der krank ist, kuriert sich auch nicht selber, sondern läßt den Nachbararzt kommen. Soll ich mein Amt niederlegen?

Hören Sie, Rondrot, sagte der Doktor, immer ehrlich! Man muß bei allem, was man tut, zuerst ehrlich sein. Würden Ihre Leute Sie zum Sprecher gewählt haben, wenn sie gewußt hätten, was Sie mir erzählt haben? Nein. Also legen Sie nieder. Kirchenbuße brauchen Sie nicht zu tun. — Ramborn hätte, wenn jemand auf die so bestimmte Weisung „Kirchenbuße brauchen Sie nicht zu tun“ gefragt hätte: warum nicht? schwerlich eine sichere Antwort geben können. Aber Rondrot fühlte sich auch so beruhigt.

In der nächsten Versammlung legte er nieder, indem er erklärte, er fühle sich des Amtes nicht würdig, und bereitete dadurch seinen Gläubigen eine große Verlegenheit, da sie keinen hatten, der ihn hätte ersetzen können. Er tat noch mehr. Er ging den nächsten Sonntag in die Kirche zum Herrn Pastor, und dies nicht in der Absicht, die Rechtgläubigkeit des Herrn Pastors zu prüfen, sondern um sich zu erbauen und nach der Kirche dem Herrn Pastor die Hand zu reichen.

Von da an bewies Rondrot eine dankbare Anhänglichkeit an das Schlößchen und seine Bewohner. Er kam, wenn er Zeit hatte, hinaus, sah nach dem Rechten und gab guten Rat. Und so bahnte sich ein Weg des Verständnisses zwischen dem Doktor und der einheimischen Bevölkerung an. Es ist merkwürdig, wie wenig sich oft die Glieder verschiedener Stände desselben Volks verstehen. Der Doktor hatte aus der Verachtung, die er gegen die Litauer fühlte, kein Hehl gemacht, und was er erlebt hatte, schien ihm einige Berechtigung zu geben, aber er hatte doch darin Unrecht, daß er seine Erfahrungen zu schnell verallgemeinerte, und daß er zu wenig in die Tiefe sah. Und die Bevölkerung sah die Bewohner des preussischen Schlößchens als Fremde an, und da, wo deren Rechte der eignen Begehrlichkeit im Wege standen, als Feinde. Die Pflichten gegen den Nächsten, wie sie in der Erklärung Luthers zu den zehn Geboten aufgeführt waren, galten ihnen bis an die Dorfgenze, für das preussische Schlößchen aber nur sehr bedingungsweise. Hierzu kam das Mißtrauen, das der Litauer gegen den Deutschen hegt. Er erkennt des Deutschen Überlegenheit an, aber er wehrt sich dagegen und schließt sich vor ihr durch rüchhaltige List ab. Und daß sich der Doktor erlaubt hatte, einen neuen Begriff von Eigentum einzuführen und der landesüblichen Bummelerei entgegenzutreten und Disziplin zu üben, das hatte man ihm gründlich übel genommen.

Wenn der Knecht auf dem Schlößchen den Branntweingenuß zu den unveräußer-

lichen Menschenrechten zählte und den Schlendrian für das allein zulässige Zeitmaß hielt — außer wenn er zu Pferde saß —, so stimmte ihm die öffentliche Meinung durchaus zu. Man verdachte es den Arbeitern gar nicht, wenn sie Widerstand leisteten und auf Umwegen zu ihrem Gewohnheitsrechte zu kommen suchten, und freute sich, als sie davongegangen waren und den Inspektor allein hatten sitzen lassen.

Die fremden Arbeiter, die der Inspektor hatte kommen lassen, waren Lumpen gewesen, die man schnell wieder hatte wegzagen müssen. Es war nichts übrig geblieben, man hatte versuchen müssen, wieder auf die einheimischen Knechte zurückzugreifen, hatte gute Worte gegeben und den Lohn erhöht, und hatte auch ein paar halbwüchsigc Burschen, den Georg und den David, erwischt und als Futterknechte angeworben. Den Winter über mochte das ja genügen, zum Frühjahr mußte man aber versuchen, Sachsengänger aus Preußen zu erhalten. Nun aber war zutage gekommen, daß die Kerle den Hafer für die Pferde unterschlagen und in Schnaps angelegt hatten. Dies führte zu einer Konferenz des Doktors, des Inspektors und Kondrots. Der Inspektor wollte den Sündern das Fell vollhauen und sie vor die Tür werfen. Der Doktor erwog, daß dies dazu führen könnte, daß er selbst wieder die Futterknechte in die Hand nehmen müsse, und danach hatte er kein Verlangen. Und Kondrot empfahl, den Übeltätern erst noch einmal ins Gewissen zu reden, worüber der Inspektor lachte, und wozu auch der Doktor kein großes Vertrauen hatte. Aber da nichts Besseres zu finden war, so drang Kondrot mit seinem Vorschlage durch. Er begab sich zum Schulzen, der ebenfalls zu den Frommen gehörte. Dort spann er ein längeres Gespräch über Gemeindeangelegenheiten an und kam schließlich mit seinem Anliegen heraus.

Johannes, sagte er, du weißt, daß Matthäus am achtzehnten geschrieben steht: So ein Bruder sündigt, so gehe hin und strafe ihn zwischen dir und ihm. Hört er dich, so hast du seine Seele gewonnen. Der Georg Perwelk und der David Gaidys auf dem Gute unterschlagen den Hafer für die Pferde, und, Johannes, sie kaufen Schnaps und betrinken sich. Gehe hin, strafe sie zwischen dir und ihnen, so wirst du ihre Seelen erretten.

Hätte ein anderer, der Doktor oder der Inspektor, dem Schulzen die Zumutung gestellt, die Knechte zu vermahnen, so würde er geantwortet haben, daß sei seine Sache nicht, er würde sie an den Amtshauptmann gewiesen haben, und dieser würde die Sache so untersucht haben, daß nichts dabei herauskam. Aber die an sein Gewissen gerichtete Aufforderung konnte er nicht ablehnen. Er fragte also nur: Kondrot, warum tust du es nicht selbst?

Ich bin nicht Schulze, sagte dieser, auch bin ich nicht mehr Verkündiger, auch habe ich ein Gelübde getan.

So half denn das nichts. Der Schulze bekam sich also und griff dann nach Mütze und seinem schönsten Stock.

Es ist schon gesagt worden, daß die Einwohner von Tapnickcn ihre eigne Auslegung des siebenten Gebots hatten, die mit der Erklärung des Lutherischen Katechismus und dem Strafgesetzbuche nicht überall übereinstimmte. Sie erlaubten sich die Anmerkung: fiskalisches Holz, Fische und Strandgut fallen nicht unter das siebente Gebot. So hatte auch der Schulze seinen eignen Sittenkodex, worin manches als erlässliche Sünde stand, was den Staatsanwalt in höchste sittliche Erregung gebracht hätte. Dagegen bewertete er manches viel strenger, als es das Strafgesetz tat. Für Sünde und zugleich für Schande galt ihm, wenn sich seinesgleichen bestahl, oder wenn einer dem Vieh das Futter unterschlug. Wenn aber junge Bäume abgeknickt wurden, so galt ihm das nicht mehr als Sachbeschädigung, sondern kam gleich nach dem Kindesmorde. Hier also lag Fall zwei vor. Der Schulze fühlte sich entrüstet und ging gewichtigen Schrittes zum Gute, begrüßte Lantchen und begab sich dann in den Pferdestall, um die beiden Sünder zwischen sich und ihnen zu strafen, was aber nicht hinderte, daß sich unberufene Zuschauer vor der Stalltür versammelten.

Der Schulze holte sich also seine zwei Sünder hinter den Pferden hervor, sah sie mit gesenktem Kopf und ineinandergelegten Händen bekümmert und eindringlich an und sagte: So? — — Also ihr seid die Spitzbuben? Wißt ihr, was das heißt, Spitzbuben? Unser Herr Jesus Christus sagt, ihr Schweinigel! — dabei bekam jeder von den Schweinigeln eine wohlgezielte Ohrfeige —, wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu, und ihr unterschlagt das Futter für die Pferde! Seht ihr wohl! — Wieder wurden ein paar Ohrfeigen locker, aber die Übeltäter zogen vorsichtig die Köpfe zurück. — Und wie sagt Salomon in den Sprichwörtern? Er sagt, ihr Hundejungen! — der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes. Und ihr laßt die arme Kreatur hungern. Seht ihr wohl! — Wieder zog das würdige Brüderpaar die Köpfe vorsichtig in die Schultern. — Und nun sage ich euch, ihr Erzhalunken! wenn ich wieder höre, daß ihr die arme Kreatur bestohlen habt, dann bringe ich ein Tauende mit und sperre euch ins Spritzenhaus.

Die beiden Knechte erwiderten kein Wort, sondern ließen die Köpfe hängen. Das war eine Kopfwäsche, die sie nicht erwartet hatten. Mochte doch der Inspektor soviel schimpfen, wie er wollte, das tat nichts, aber Gottes Wort und das Tauende, das waren gar zu eindringliche Gründe.

Der Schulze wandte sich zum Gehn,kehrte aber noch einmal um, wie ein Gewitter, daß, ehe es verschwindet, noch einmal seine Stärke zeigt, und herrschte die Sünder an: Was steht ihr hier und sperrt das Maul auf? Tut Buße, ihr Himmelhunde! Befehrt euch, daß eure Sünden von euch genommen werden. Und wie steht geschrieben Epheser am vierten? Wie steht geschrieben? — Er faßte den Nächststehenden an der Brust. — Er weiß es nicht. Seht ihr wohl! Den Bauch vollschlagen, Schnaps trinken, daß ihr unsinnig werdet, die Zeit verhudeln, Futter stehlen, das könnt ihr, aber Gottes Wort kennt ihr nicht. Wie steht geschrieben Epheser am vierten? Epheser am vierten steht geschrieben, ihr Lumpen! Wer gestohlen hat, stehle nicht mehr, sondern schaffe mit seinen Händen etwas Gutes.

Jetzt ging der Schulze ab, und der Kreis der Zuhörer war wohl erbaut von der Bibelfestigkeit ihres Schulzen und von der kräftigen Anwendung von Gottes Wort.

Die Wirkung dieser Bußrede auf näher und ferner beteiligte war ausgezeichnet. Georg und David waren wie ausgewechselt, gehorchten aufs Wort und tranken ihren Schnaps nur noch im Verborgnen. Marieke wandte sich verlegen an Tantchen und zeigte ihr eine Stelle im Zaun, wo die Pfähle losgebrochen waren, und eine Öffnung zum Durchschlüpfen gemacht war. Und die alten Knechte und Arbeiter kamen einer nach dem andern zurück, weil ihnen der Schulze in seiner Weise das Gewissen gerührt hatte, und weil es doch eine üble Sache war, einen ganzen Winter ohne Verdienst zu sein. Der Doktor nahm sie alle an, obwohl der Inspektor Widerspruch erhob und meinte, wer im Sommer nichts tun wolle, der brauche auch im Winter nicht durchgefüttert zu werden. Und das war klug von dem Doktor und machte im Dorf einen guten Eindruck.

Wenn nun der Doktor durchs Dorf ging, so grüßte ihn mancher freundlich, der ihn zuvor unbeachtet hatte vorübergehn lassen. Und der Doktor erwiderte den Gruß ebenso freundlich.

Er ist gar nicht stolz, sagte dann wohl einer zum andern. — Nein, er achtet den gemeinen Mann. — Wer richtig vornehm ist, der ist nicht stolz. — Aber Gropoff ist stolz wie ein Pfauhahn. — Und der Schulze ist auch auf dem Gute gewesen. — Und Kondrot hält große Stücke auf ihn. So ein Mann! sagt er. — Und Fräulein Van Teren lobt ihn aus dem Drecke heraus.

Natürlich blieb diese Wendung der Dinge Gropoff nicht verborgen. Er hatte ja überall seine Spione und Zuträger. Sein Hauptspion war der Schneider Quaukies, der in einem Hause wohnte, das an dem Kreuzungspunkte der beiden Dorfstraßen lag und seinen Giebel der längern Dorfstraße zuekehrte. Dieser Schneider

hatte keine Freude daran, auf seinem Schneidertische zu sitzen, vielmehr liebte er es, in der Tür zu stehen und zu schwagen oder herumzuspionieren. Besonders gern saß er auf seinem Beobachtungsposten oben im Giebel unterm Dach, wo die Öffnung gelassen war, durch die der Rauch des schornsteinlosen Hauses abzog. Um nicht gesehen oder erkannt zu werden, hatte er sich aus schwarzem Futterkattun eine bis zur Hüfte reichende Mütze mit Augenlöchern gemacht, wie sie die Richter der heiligen Feme trugen. Die zog er über den Kopf, wenn er auf dem Hahnenbalken saß und spionierte. Was er nun beobachtet hatte, das notierte er in sein Buch ganz genau nach Tag und Stunde. Und dann kombinierte er, und dann rapportierte er auf dem Amte. Dafür wurde ihm durch die Finger gesehen, wenn er es beim Holzmausen einmal zu unverschämt trieb. Dieser Schneider Quaukies hatte nun jeden Gang Kondrots zum Schließchen beobachtet und notiert, war den Spuren des Schulzen gefolgt, hatte den Georg und den David ausgefragt und hatte von der Urte Weit herausgefriegt, daß das Gericht Fische, das sie hinaus-trug, ein Geschenk für Ramborn sein sollte. Dies alles und noch manches andre berichtete er dem Amtshauptmann, worauf ihn dieser kühl abfertigte. Aber kaum hatte Quaukies das Haus verlassen, so brach bei Gropppoff ein großer Zorn los, den jeder zu spüren bekam, der sich ihm näherte.

Er forderte Kondrot vor sich, und Kondrot durfte es nicht verweigern zu kommen, einmal seines Dienstes als Forstkassenverwalter wegen, und dann hätte er es auch nicht gewagt, sich öffentlich gegen einen Befehl Gropppoffs aufzulehnen. Kondrot trat ein, und Gropppoff, der gerade seine Büchsen ölte, nahm keine Notiz von ihm. Aber seine Augen stachen unter den Brauen hervor, und an den hastig bewegten Händen konnte man sehen, daß in ihm ein heftiger Zorn kochte. Nach einer Weile sagte er kalt und hochfahrend: Setzen Sie sich. Schreiben Sie.

Kondrot setzte sich an den Tisch, wo Schreibbedarf bereit lag.

Schreiben Sie, fuhr Gropppoff fort: An die Königliche Staatsanwaltschaft in N. Ein Freund des Gesetzes, der leider seinen Namen verschweigen muß, hält sich in seinem Gewissen für verpflichtet, anzuzeigen, daß ein gewisser Doktor — Doktor in Gänsefüßchen — Ramborn, der sich hier ohne ersichtlichen Zweck aufhält, Wildddieberei ausübt und Elche schießt.

Kondrot hatte beim Schreiben gestockt. Jetzt legte er die Feder nieder und sagte: Herr Amtshauptmann, das schreibe ich nicht.

Gropppoff riß die Augen auf und lachte — aber es war das Lachen der Hyäne. Es sah so aus, als wenn er auf Kondrot losspringen wollte. Aber er hielt sich noch zurück.

Herr Amtshauptmann, sagte Kondrot bescheiden, Sie wissen so gut wie ich, daß Doktor Ramborn kein Wilddieb ist.

Haha! auch kein Frauenjäger? erwiderte Gropppoff.

Auch das nicht.

Und nun wollen Sie wohl, Sie Lump, mit Ihrem Gewissen kommen? Wer hat gewisse saubere Briefchen geschrieben, ohne daß ihn sein Gewissen gehindert hätte?

Kondrot trat die Tränen in die Augen. Erbarm es Gott, Herr Amtshauptmann, ich habe sie geschrieben, und ich habe es mit blutigen Tränen bereut. Und Sie haben mich gezwungen.

Gropppoff ging im Zimmer auf und ab, stellte sich vor Kondrot auf und sagte mit kaltem Hohne: Warum haben Sie sich zwingen lassen? Aber es gibt Dinge, mit denen man widerspenstige Kreaturen zahm macht, Korallen, Halsbänder, Hundepfeitschen und andre schöne Sachen. Sehen Sie mal hier. — Damit zeigte er die Silberplatte mit der Inschrift 508.

Damit erschrecken Sie mich nicht mehr, rief Kondrot. Erzählen Sie meine Sünde, wenn Sie wollen.

Sieh da, sagte Gropppoff, weil Sie Ihre Rednerei niedergelegt haben. Hätten Sie längst tun müssen, wenn Sie Ehre im Leibe gehabt hätten. Aber frei sind

Sie darum doch nicht. Sie stehn dennoch in meinen Händen. Ich kann Sie so zusammendrücken und in die Ecke werfen. — Er tat es mit einem Papiere, das er in der Hand hielt.

Machen Sie mit mir, was Sie wollen, antwortete Kondrot, ich stehe in meines Jesu Händen.

Groppoff lachte auf. O Sie alter Heuchler, rief er, kommen Sie mir ja nicht mit heiligen Redensarten, dazu kennen wir uns denn doch zu genau und zu lange.

Herr Amtshauptmann, sagte Kondrot mit flehender Stimme, ich bitte Sie um Gottes Jesu Barmherzigkeit willen, geben Sie mich frei. Ich will nichts verraten, ich will nur Gutes von Ihnen reden, ich will für Sie beten.

Das ist ja, Sie Narr, rief Groppoff, einen Menschen wie Sie hat man entweder an der Hand, oder man tritt ihn unter die Füße. Schreiben Sie.

Kondrot rührte sich nicht.

Schreiben Sie! Wollen Sie oder nicht?

Nein.

Jetzt brach die ganze mühsam zurückgehaltne Wut los. Groppoff schoß wie ein Raubvogel auf Kondrot los, packte ihn vor der Brust und schüttelte ihn. Wer ist hier der Herr? schrie er mit vor Wut heiserer Stimme, Sie oder ich? Ich bin der Herr, und Sie sind mir verpfändet mit Leib und Seele. Gehorchen Sie oder — Er sah um sich, als wenn er eine Waffe suchte.

Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, sagte Kondrot zitternd und bebend.

Groppoff lachte. Ihr Gott heißt Ramborn, schrie er, aber ich sage Ihnen, ich dulde keine Götter neben mir. Entweder Sie ducken und schweigen, wenn ich Sie trete, oder ich zertrete Sie. Ich mache Sie ausfällig! Ich jage Sie von Haus und Hof, ich bringe Sie ins Zuchthaus. Hoffen Sie auf kein Mitleid. Mitleid kenne ich nicht. Und wen ich einmal gefaßt habe —

Die Thür zum Nebenzimmer ging auf, sodaß ein schmaler Spalt entstand. Groppoff bemerkte es, schloß die Thür und fuhr fort, indem er seine Stimme dämpfte: Meinen Sie ja nicht, daß ich nicht wüßte, wo hinaus das will. Man will mich abschütteln. Aber ich sitze zu fest im Sattel. Seitdem dieser Doktor hier ist, steigt euch der Mut, und ihr fangt an, an der Kette zu reißen. Erst kommen Sie und bitten um „Gottes Jesu willen,“ ich soll Sie freigeben, und dann kommt der und dann der. Und zuletzt lauft ihr zum Kantor und laßt eine Beschwerde gegen mich aufsetzen. Aber denkt ja nicht, daß ich so töricht bin, es dazu kommen zu lassen. Jeden einzelnen von euch, der die Hand gegen mich erhebt, den fange ich ab. Ich habe euch alle in Händen.

Herr! Herr! rief Kondrot entsetzt, haben Sie denn kein Gewissen?

Gewissen! antwortete Groppoff höhnisch. Das Gewissen ist die Kinderrute, mit der eure Pfaffen euch kirre machen. Wer einen Herrengeist hat, der kennt nur den Willen zur Macht, der kennt kein Gewissen. Da steht es geschrieben —. Er wies auf ein Buch, das auf dem Tische lag. Was aber das Gewissen aus einem Menschen für ein altes Weib machen kann, das haben Sie mir eben deutlich genug gezeigt. Setzen Sie sich. Schreiben Sie.

Nein.

Groppoff wies stumm nach der Thür, und Kondrot ging.

Dort wo der Weg über den Damm führte, stand Kondrot still und sah um sich. Es war alles noch so, wie es zuvor gewesen war. Dort brandete das Meer, und dort flogen die Möwen, und dort bewegte der Wind die kahlen Äste der Bäume, und dort lag die Flotte der Fischerkähne am Strande, und dahinter das Dorf, und dahinter der Wald, und dahinter der graue Himmel. Das war alles noch so, wie es gewesen war, aber Kondrot kam sich darin wie fremd geworden vor, wie wenn er die Heimat verloren hätte, wie wenn er in Nacht und Bann

getan wäre, ein welches Blatt, das nur auf den Windstoß wartet, der es davon tragen soll. Er wußte nur zu gut, daß der da in dem finstern Hause nicht vergeblich drohe. Bleich und trostlos sah er um sich und sann.

Als er aus seinem schweren Traume erwachte, stand Eva neben ihm, unbedeckten Hauptes mit wehendem Haar. Sie sah ernst aus, gab Kondrot die Hand und sagte: Kondrot, Sie sind ein braver Mann. Wie gern würde ich Ihnen helfen, wenn ich könnte.

Fräulein Eva, erwiderte Kondrot, helfen können Sie mir nicht. Helfen kann mir nur der da — er zeigte nach oben — und vielleicht der da — er zeigte in die Richtung des preußischen Schloßchens.

Über Evas Gesicht flog ein lichter Schein, der sagen zu wollen schien: Ja, wenn einer, dann er.

Er wird alles tun, was er gedroht hat, fuhr Kondrot in traurigem Tone fort. Er wird mich ausfällig machen vor den Leuten, er wird mich von Haus und Hof und ins Zuchthaus bringen. Ich weiß, er wirds tun.

Warum gehn Sie nicht fort von hier? sagte Eva. Die Welt ist weit.

Fräulein Eva, erwiderte Kondrot, ich kann nicht. Die Heimat hält mich fest, und mein Haus hält mich fest. Soll ichs in andre Hände geben und landflüchtig werden? Und was soll aus den alten Leuten werden, die ich im Ausgedinge habe?

Kondrot, sagte Eva nachdenklich, am liebsten ging ich auch fort.

Kondrot sah sie überrascht und fragend an.

Ich fürchte mich vor dem, was kommt, sagte Eva. Sie ging ins Haus zurück und begab sich in ihr Zimmer.

Bald darauf stand ihr Vater vor ihr, bleich und erregt. — Was soll das heißen, rief er heftig, daß du den Kondrot auf offner Straße anredest?

Warum soll ich ihn denn nicht anreden? erwiderte Eva.

Er ist ein Schuft, rief Gropf, und ich verbiete dir, mit Leuten zu reden, die mich verraten wollen.

Ein Schuft? seit wann? seit heute Morgen?

Gropf sah mit einem mißtrauischen Blicke seine Tochter an und erwiderte: Er ist von jeher ein Lump gewesen, aber seit heute ist er mein Feind, und ich verbiete dir, mit meinen Feinden gut Freund zu sein.

Eva lachte. Ach, Vater, sagte sie, du willst mir verbieten? Das kannst du ja gar nicht.

Eva, rief Gropf, bist du toll? Bin ich nicht der Vater, und bist du nicht die Tochter?

Nichtig, aber was folgt daraus? Für die Kleinen, die du verachtest, folgt daraus, daß Kinder untertan sind, dienen und gehorchen. Aber für die Großen, wie du einer sein willst, und wie du mich hast haben wollen, was folgt für die daraus?

Das hat dir dein Doktor in den Kopf gesetzt, sagte Gropf.

„Mein“ Doktor? Nicht daß ich wüßte. Aber sage mir doch, Vater, ist es nicht natürlich und richtig, daß jeder Mensch seinen eignen unbefchränkten Willen hat? Warum sollen ihn Kinder nicht haben?

Weil sie im Hause ihrer Eltern wohnen.

Du meinst, sagte Eva, Kinder sind in den Gehorsam ihrer Eltern verkauft, weil sie von ihren Eltern ernährt werden.

Das meine ich, erwiderte Gropf.

Dann müßte man, fuhr Eva fort, um frei zu werden, den Kaufpreis ausschlagen. Kinder nehmen den Unterhalt von ihren Eltern an, aber doch nur so lange, als sie selbst wollen.

Eva trug ihre Theorie des Ungehorsams in leichtem Klange des Worts und lachenden Mundes vor, als handle sichs um ein Märchen oder sonst eine kuriose

Geschichte, aber Gropppoff kannte seine Tochter zu gut, als daß er nicht hätte wissen sollen, daß in den Worten mehr Ernst enthalten sei, als ihm lieb war. Er fuhr auf, aber es war zugleich Zorn und Schreck, was ihn erfüllte. Gropppoff hatte nicht viele Freunde in der Welt gehabt. Er selbst nannte niemand Freund, und die sich selbst so nannten, verachtete er. Er war so einsam, wie es alle Selbstherrscher sind. Nur für seine Eva hatte er ein Gefühl von Zuneigung, etwa so wie ein Mensch einen schönen Schmuck liebt, den er besitzt, oder wie ein Vater in seinem Kinde gerade das liebt, worin es dem Vater gleicht. Gropppoff liebte in seiner Tochter den stolzen, unabhängigen Sinn, den er selbst hatte. Und gerade dieser Sinn trat zwischen sie. Seine Eva beugte sich keiner Herrschaft, auch nicht der väterlichen. Sie hatte starke Flügel, sie trug keinen Strick am Fuße, mit dem sie gehalten werden konnte, sie konnte eines Tages jagen: Ich brauche dich nicht! und konnte davon fliegen. Und dann wird der alte Adler allein auf seinem Horste sitzen und still halten müssen, wenn an langen Abenden aus den dunkeln Ecken böse Erinnerungen aufsteigen. — Dem mußte ein Kiegel vorgehoben werden. — So? sagte er, das möchte dem Prinzesschen gefallen, des Vaters Brot verschmähen und in der Fremde als große Dame leben. Aber wie will Prinzesschen das anfangen? Will sie Schneiderin werden, oder Kinderfräulein, oder unter die Komödianten gehn?

Du weißt, entgegnete Eva, was ich will, das kann ich auch. Ich kann so gut wie jeder andre mir mein Brot verdienen.

Damit wirds anfangen, höhnte Gropppoff, und das Ende wird sein, daß sich Prinzesschen dem ersten besten an den Hals wirft.

Eva wurde rot wie mit Blut übergossen, und Tränen des Zorns traten ihr in die Augen. Ist es edel, sagte sie in ruhigem Tone, sein eigen Fleisch und Blut zu beschimpfen? Daß ich mich nicht dem ersten besten an den Hals werfe, weißt du. Ich bin deine Tochter. Aber verschachern lasse ich mich auch nicht.

Damit ging sie zur Thür hinaus.

Gropppoff war durch diese Wendung des Gesprächs keineswegs befriedigt. Er ging den Tag über unruhig im Hause umher, immer von der Sorge getrieben: Sie fliegt eines Tages fort, und ich habe keinen Strick, sie festzuhalten! Er blieb vor der Thür des Zimmers seiner Tochter stehn und horchte, er schaute hinein, sie saß am Nähtische und stikte. Er schloß leise die Thür. Nach einer Stunde war er wieder da. Diesesmal trat er ein, trat hinter den Stuhl Evas und sagte: Eva, erinnere dich, wie deine Mutter starb. Du warst damals ein kleines Mädchen, aber groß genug, zu verstehn, was sie sagte. Erinnere dich an ihre Worte: Verlaß den Vater nicht; gib mir die Hand darauf. Du hast der Sterbenden die Hand darauf gegeben.

Eva hatte ihre Arbeit in den Schoß fallen lassen und den Kopf gesenkt und schwieg.

Eva, sagte Gropppoff, du mußt mich nehmen, wie ich bin. Ich bin ein harter Mann. Eva, du sollst deinen Willen haben, ich werde dich nicht zwingen. Aber ich weiß auch, daß du niemals vergessen wirst, daß du meine Tochter bist.

Er ging. Eva blieb lange, lange auf ihrem Plaze sitzen, die Hände vors Gesicht geschlagen, dann erhob sie sich und ging schweigend zu ihrem Pferde.

10. Baron Bordeaux

Baron Bordeaux war ein stattlicher feiner Herr in den besten Jahren, freilich für sein Alter viel zu schwer, und es saß zu viel Rotweinfarbe in seinem Gesicht und auf seiner kräftigen Herrschernase. Ein Kerl wie Samt und Seide, nur schade, daß er suff, pflegte er von sich selbst zu singen. Ja, es war schade um ihn. Er hätte das Zeug gehabt, den Herrn in seinem Kreise zu spielen. Er nannte ein großes Gut sein eigen, er stammte aus einer der angesehensten Familien der Provinz, er selber hatte ein scharfes Auge, eine treffende Rede und ein gutes

Herz — eine Edeltanne, aber sie war rotschul, ein Edelmann, aber er war ein Knecht seines Durstes. Er hatte die unselige Leidenschaft von seinem Vater geerbt, der propter nimium Est-Est, das heißt wegen seiner Vorliebe für die Flasche schon in jungen Jahren gestorben war, und seine Mutter, deren Liebling er gewesen war, und die ihn gern vornehm verheiratet hätte, hatte es nicht vermocht, ihn auf bessere Wege zu bringen. Der Herr Sohn hatte nun einmal weder an den Wissenschaften noch am Militär Geschmack gewonnen, desto mehr aber am Rotwein, und so war er geworden, wie er war.

Tapnicken, obwohl ursprünglich nur ein armes Fischerdorf, galt in der ganzen Gegend für einen Ort, wo man gute Gesellschaft finden und sich amüsieren konnte, und so durfte denn auch der Baron Bordeaux nicht fehlen, der viel lieber in Tapnicken im Dorfkrug saß, als in der feinsten Gesellschaft in N. verkehrte. Den Vorwand mußte die Jagd abgeben. In Wahrheit war ihm das Jagdfrühstück lieber als die Jägerei. Früher war er bei Gropppoff abgestiegen, seitdem aber Eva erwachsen war und den Anspruch machte, als Dame behandelt zu werden, war es ihm unheimlich auf dem Amte geworden, und er hatte seine Wohnung im Kurhause genommen. Wenn er dort die Wasserflasche umwarf oder das Waschbecken zerbrach, so schadete das nichts und war mit ein paar Mark wieder gut gemacht.

Diese Eva! Als sie noch ein Kind war, hatte sie ihm manchen Streich gespielt, wenn sie ihn aber jetzt mitleidig oder spöttlich lächelnd ansah, das war viel schlimmer. Donnerwetter!

Als sich Baron Bordeaux von seiner Automobilreise und der darauf folgenden Sitzung erholt hatte, ließ er sich von Gropppoff dessen Jagdwagen, verproviantierte sich gründlich und fuhr durch die Dorfstraße hinaus nach Mopsmende und wagte es, bei Gefahr umzuschlagen, mit seinem Wägelchen bis vor die Tür des Künstlerhauses zu fahren.

Schwechting! Schwechting! rief er mit seiner gewaltigen Baßstimme. — Schwechting erheben mit der Palette auf der Hand in der Tür. — Schwechting, kommen Sie mit!

Kann nicht, erwiderte dieser, habe keine Zeit.

Was machen Sie denn?

Ich male.

Was malen Sie denn?

Elche.

Ach was! dummes Zeug. Elche können Sie zuhause gar nicht malen. Da müssen Sie doch hinausfahren dahin, wo es Elche gibt.

Das war richtig. Es war unbestreitbar, daß es besser sei, so eine Elchkuh nach der Natur zu zeichnen, als sie aus Photographien und Holzschnitten zusammen zu konstruieren. Schwechting ließ sich also erbitten, steckte ein Skizzenbuch ein, nahm seinen Farbenkasten in die Hand und fuhr mit Baron Bordeaux in den Wald. Schwechting malte, und Baron Bordeaux frühstückte, und auf den appetitregenden Frühtrunk folgte am Abend dann der Haupttrunk, und so kamen beide auf ihre Rechnung.

Die Birschwege im Forst aber nahmen zufolge dieser Ausflüge einen merkwürdigen Schmuck an. Man sah neben dem Wege auf Stöcke gespießte Likörflaschen, an den Zweigen statt der Tannenzapfen die Zinnkapseln von Flaschenhalsen, an den Stämmen die Etiketten von Weinflaschen, an den Zweigen, an Fäden in Paaren aufgehängt, leere Konservbüchsen, die im Winde lustig kimperten, und im Schilf Korfküpfel als Frucht einer noch unentdeckten Art von Kolbenbinsen. Der Künstler war Schwechting gewesen, der erklärt hatte, es müsse nun endlich auch etwas für die Bildung des Wildes geschehen.

Baron Bordeaux hatte versucht, auch den Doktor mitzunehmen, aber nur mit geringem Erfolge. Der Doktor war durch den Unterricht, den er Wolf zu geben

hatte, und den er leider nur zu oft auszufragen gezwungen war, festgebunden. Er hatte sich diesen Unterricht ganz anders vorgestellt, nämlich als eine Sache, die man spielend erlernt — die Elemente der lateinischen Sprache bei einem Knaben so regen Geistes! Aber diese Elemente waren doch verzweifelt langweilig, und der rege Geist des Knaben beschäftigte sich immer mit andern Dingen, als mit denen er sich beschäftigen sollte, und hatte für Vokabeln nur ein geringes Interesse. Ging es ihm nicht auch so, daß seine Gedanken, ehe er sich versah, vom Plusquamperfektum und Futurum exaktum weit wegflogen? Es war eine Plage für beide, eine ganz respektable Last, eine Sache, die sich nicht nebenbei erledigen ließ, sondern eine volle Kraft forderte. Er dachte ernstlich daran, einen Hauslehrer zu nehmen. Aber woher? und wie sicher sein, keinen Mißgriff zu tun?

Und dann war auch noch eine andre Sache da, die ihm die Laune verdarb. Es war eine Klage auf Zahlung der bewußten 10 000 Mark eingelaufen. Sollte man so etwas für möglich halten? Ein Mensch, der als Brandstifter über die Grenze geflohen ist, darf eine Klage erheben, die sich auf ein gefälschtes Dokument stützt, er findet einen Rechtsanwalt, der seine Sache vertritt, und ein Gericht, das ihm zu seinem „Rechte“ verhilft. Denn es war gar nicht unmöglich, daß der Mensch seine Klage gewann. Wenigstens eröffnete der Rechtsanwalt des Doktors nicht gerade tröstliche Aussichten. Hierzu kam, daß, da der Kläger offenbar mittellos war, der Doktor seinen Anteil an den Gerichtskosten zu tragen hatte, auch für den Fall, daß er oblag. Der Rechtsanwalt riet zu einem Vergleich.

Vergleich? Nein, niemals, erklärte der Doktor. Früher hatte er selbst dazu geraten, nun aber, nachdem er wußte, wer hinter Heinemann stand, und von wem alle diese Pfeile abgeschossen wurden, würde ein Vergleich das Zugeständnis, besiegte zu sein, bedeuten. Es war freilich eine sehr unerfreuliche Sache, auf der Schanze zu stehn gegen Feinde, die sich in unsichtbarer Minierarbeit heranbohrten, es war lästig, jeden Brief durch einen Boten eine halbe Tagereise weit bis zum nächsten Postamt zu schicken, da dem Postverwalter in Tapnicken nicht zu trauen war, es war eine Arbeit, die auf die Nerven schlug, ein Gut über Wasser zu halten, während es überall an Mitteln fehlte, und während von unsichtbarer Hand überall Steine auf den Weg geworfen wurden. Aber es mußte geschehen. Es mußte durchaus geschehen.

Man war in Tapnicken auch patriotisch, offiziell und inoffiziell. In letzter Beziehung trug man eine stumme, aber aufrichtige Verehrung und Liebe zu König und Vaterland im Herzen. Man war dankbar für das, was die preußischen Könige für das Land getan hatten, und kannte den Geist der Zerkleinerung und Zerstörung nicht, der anderwärts Land und Leute verdirbt. Man war selbst da gut königstreu gesinnt, wo im Namen des Königs geschah, was der König schwerlich gebilligt hätte. Aber dies alles war latenter Patriotismus. Offiziell hatte man seinen Kriegerverein, seine Fahne im Schulzenamt und für den Hasenmast, und dazu feierte man seine patriotischen Feste in landesüblicher Weise mit viel Getränk. Dann gab es am andern Tage schwere Köpfe und blaue Flecke, aber das gehörte nun einmal zur Vaterlandsliebe. Woher die blauen Flecke stammten, sagte man nicht gern, und die Frauen, die ihre schwer betrunkenen Männer aus den Wirtschaftshäusern holten, verrieten es nicht.

In Tapnicken feierte man als lokalpatriotisches Fest den Erinnerungstag der Schlacht von Amiens, an welchem Tage das Regiment, zu dem Tapnicken seine Rekruten sandte, seinen Ehrentag gehabt hatte. Den Höhepunkt des Festes bildete ein Fackelzug, der vor dem Kurhaus endete, und an den sich ein Parademarsch anschloß. Zur Verherrlichung dieses Festaktes pflegte das Kurhaus „feenhaft“ erleuchtet zu sein. Zwei alte eiserne Töpfe standen rechts und links von der Treppe. Sie waren mit Schiffspeck gefüllt, das brennend einen dicken, schwarzen Qualm verursachte. In den Fenstern leuchteten ein paar Küchenlampen. Oben auf dem Balkon stand der Herr Amtshauptmann mit seinem Stab und nahm die Parade ent-

gegen, unten versammelte sich, was es sonst noch an patriotischen Persönlichkeiten im Orte gab, und das Volk durfte aus der Ferne zusehen. Und dann pflegte der große Augenblick zu kommen, wo der Herr Amtshauptmann sein Faß Bier spendete, und das war der Anfang vom Ende; das Ende des Endes aber verbarg sich in tiefer Nacht.

Seinen Anfang aber pflegte das Fest ungefähr so zu nehmen, wie die Masern ausbrechen. Das heißt es kommen zuerst einzelne Fälle vor, dann breitet sich die Seuche aus, und dann bilden sich ganze Krankheitsherde. So pflegte auch am Tage des Kriegerfestes der Patriotismus in Tapnicken zum Ausbruch zu kommen. Schon lange vor Mittag traten einzelne Fälle von Festtrunkenheit auf, und allemal war es das Haus von Päsch, wo der Patriotismus zuerst ausbrach. Im Laufe des Tages nahm die Festfeier an Ausdehnung zu. Einzelne Väter kamen schon nicht mehr zu Tisch. Die Jugend zog mit Fähnchen die Dorfstraße lang und rief Hurra, und die Mütter schauten sorgenvoll in die Zukunft. Dann bildeten sich patriotische Herde — im Dorfkrug, am Hafen und bei Locket, und wenn es dunkel geworden war, und das Trinken überhand genommen hatte, kam nach langen Verzögerungen der Festzug zustande, und es verursachte keine geringe Mühe, Päsch, der um diese Zeit schon eine bedeutende Schwere angenommen hatte, aufs Pferd zu heben. Denn Päsch führte das Kommando zufolge eigener Machtäusserung, und wer hätte es gewagt, der rechten Hand des Allgewaltigen auf dem Amte dieses Recht zu bestreiten?

So pflegte der Verlauf des Festes zu sein, und so gestaltete sich das Fest auch in dem Jahre, wo unsre Geschichte spielt. Es hatte Mühe gekostet, den Doktor zu bewegen, daß er sich daran beteiligte. Er brachte Entschuldigungen vor, daß er keine Zeit und auch nicht die rechte Stimmung für hiesige patriotische Feiern habe, aber Schwechting erwiderte: Dummes Zeug, Doktor! In Berlin fiele mirs auch nicht ein, Amiens zu feiern, aber hier, wo ein Unterschied zwischen dem deutschen Rock und der litauischen Jacke ist, da muß man mitmachen, auch wenn Gropppoff dabei ist. Und Sie werden sich doch wohl nicht den Anschein geben wollen, als wenn Sie sich fürchteten?

Das wollte nun der Doktor allerdings nicht, und so nahm er denn mit Schwechting und andern Rücken tragenden Leuten aus Tapnicken und von auswärts Aufstellung in der Tür des Kurhauses, während Gropppoff und sein Stab den Balkon betraten.

Man wartete geraume Zeit. Endlich kamen sie. Von fern her hörte man die dumpfen Schläge einer Pauke. Eine Pauke hatten sie allerdings nicht, sondern die quer vor den Bauch ihres Trägers gehängte Feuertrommel, die mit einem Holzlöffel bearbeitet wurde. Dann vernahm man die Töne einer Art von Musik, die von zwei Ziehharmonikas, einer Gitarre und einer Querpfeife gemacht wurde. Dazwischen ertlangen mit größter Anstrengung geblasne Trompetensignale von kuhhornähnlichem Klange. Jetzt kam der Zug heran. Zuerst die Musik, und dann zwei Mann, die von Zeit zu Zeit Magnesiumstreichhölzer aufflammen ließen, und dann Päsch, der bedenklich schief auf dem Pferde saß und mit schwerer Zunge und ohne sichtlichern Erfolg seinen Gaul kommandierte. Hierauf folgte die Fahne. Man hatte, um etwas Fahnenähnliches herzustellen, einen Schiffswimpel an eine Stange genagelt. Und endlich kamen die Mannen, zwei und zwei mit geschultertem Spazierstock. Nicht ohne einiges Parlamentieren marschierte der Zug auf. Päsch ritt vor die Mitte, gebot Arrruhe, setzte ein paarmal vergeblich an und brachte dann sein Hoch folgendermaßen heraus: Derrr heutige Tag — derrr heutige Tag von Amiens, an welchem das — Arrregiment die verfluchten Arrrothosen — be-derrrückt hat, und wo die prrrreußische Schneid existiert hat, der lebe hoch! hoch! hoch! — Kameraden, nun wolln wir einmal, fuhr Päsch fort, einen Parrrademarsch vor dem Herrn Amtshauptmann machen. In Sektionen links schwenkt, Marsch. Parrrademarsch — in Sektionen — Donnerwetter, Musik! Wo bleibt denn die Musik?

Der Parademarsch war nicht tadellos. Man war nicht mehr nüchtern, und man hatte zu viel Leute unter sich, die die Bedeutung eines Parademarsches nicht zu würdigen verstanden, weil sie zur See gedient hatten. Aber die Dunkelheit des Abends verberg mitleidig das schlimmste. — Und nun, Kamererraden, rief Päsich, als die Sache glücklich vorüber war, wollen wir uns noch einen genehmigen. Worauf er versuchte, sein Bein über den Sattel zu heben und wie ein Wollfack vom Pferde herab in die Arme seiner Getreuen sank.

Natürlich war die nun folgende Feier keine gemeinsame. Daß sich die „Herren“ an dieselbe Tafel setzen könnten, an der der Arbeiter oder der Fischer Platz genommen hatte, wäre ein undenkbarer Gedanke gewesen. Und so begaben sich die Kameraden zu Bier und Schnaps in das allgemeine Wirtszimmer, und die Herren zu Wein und Punsch in die Herrenstube.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Mit einem Aufwand, der zu der Bedeutung der Sache in gar keinem Verhältnis steht, wird in Paris die Reise des Königs von Spanien behandelt. Abgesehen davon, daß die leibhaftigen Könige in der Republik sehr hoch im Kurse stehen, hat es für die französischen Politiker einen nicht geringen Reiz, nächst dem König von England nun auch den jungen spanischen Souverän, „die beiden Verbündeten Frankreichs in Marokko,“ als Gäste in Paris zu sehen. Diese Besuche lassen sich vortrefflich dazu verwerten, dem marokkanischen Schach ein nach außen glänzendes Mäntelchen umzuhängen. In demselben Sinne sehen wir auch den Vertreter Frankreichs in Fez den Grafen Tattenbach und die ganze deutsche Mission fetteren, um dem Sultan und den Seinen den Eindruck beizubringen, als seien Deutschland und Frankreich in Marokko ein Herz und eine Seele, und als sei der Kaiser nur nach Tanger gekommen, um dem Sultan ein verständnisvolles Eingehn auf die Wünsche Frankreichs naheulegen. In die algerisch-marokkanischen Grenzkonflikte, die bis zu einem gewissen Umfange unvermeidlich sind, werden wir den Franzosen gewiß nichts dreinreden, in allen andern Fragen aber niemals zugeben, daß Verträge, die Deutschlands Unterschrift tragen, ohne Deutschlands Zustimmung geändert werden. Frankreich würde sich das im gegebenen Falle ebenso wenig gefallen lassen, und wir würden das den Franzosen auch niemals zumuten. Die weitere Entwicklung muß nun abgewartet werden. Es wäre ganz natürlich, wenn der Sultan die französischen Forderungen unter Hinweis sowohl auf die Madrider Akte von 1880 als auf die zwischen andern Staaten und Marokko bestehenden Spezialverträge ablehnte. Die marokkanische Regierung würde dann den Mitunterzeichnern des Madrider Abkommens eine entsprechende Mitteilung zu machen und einen erneuten Zusammentritt der Konferenz zu beantragen haben. Ob dieser — und mit welchem Erfolg — zustande kommt, wenn doch Frankreich, England und Spanien sich ablehnend verhalten sollten, ist eine andre Frage. Würde dies der Fall sein, so bliebe den Franzosen wohl nichts andres übrig, als entweder wegen Marokkos zu Deutschland in einen offenen Gegensatz, mit allen Konsequenzen eines solchen, zu geraten oder — sich mit Deutschland auf Grund von direkten Spezialverhandlungen zu verständigen, bei denen Deutschland die Interessen des Sultans zu vertreten hätte. Vielleicht wird der Sultan eine Entschließung vor Eintreffen des englischen Gesandten Lowther nicht fassen wollen, es wird sich dann ja zeigen, bis zu welchem Grade von diplomatischer Unterstützung das französisch-englische Einvernehmen reicht.

Im Zusammenhang mit dieser Sachlage sieht sich König Alfonso von französischer Seite eifrig umworben, während man zugleich von englischer Seite ver-